

Die Sammlung Ramsauer

Er wolle vorerst anonym bleiben, meinte der Mann am Telefon, dessen Anruf mit unterdrückter Nummer ich weniger aus Neugier als aus Langeweile entgegennahm. Ich lag auf der Couch, scrollte am Handy, las alte Nachrichten, öffnete schon wiederholt dieselben Seiten, im Hinterkopf das Bemühen, die wöchentliche Bildschirmzeit zu reduzieren. Er bitte, so der Anrufer, um ein vertrauliches Gespräch, bestmöglich an einem nicht öffentlichen Ort, es handle sich dabei nicht um einen Terminwunsch mit mir als Psychotherapeuten, obwohl ihm und seinem Anliegen die absolute Verschwiegenheit dieser meiner Berufsgruppe sehr entgegenkommen würde. Nein, er habe nach gründlicher Internetrecherche herausgefunden, dass ich auch Sammler sei, zum Phänomen des Sammelns auch mehrfach publiziert habe, ja, er wisse, dass ich sogar ein Museum besitze, und das wäre vielleicht der richtige Ort für dieses von ihm gewünschte Treffen. Nein, gewünscht sei eigentlich nicht der richtige Ausdruck, dringend herbeigesehnt müsse er unser Treffen benennen, da er nämlich in Not sei und er hoffe sehr auf meine Zusage. Natürlich würde er für meinen Rat und meine Zeit zahlen, gut zahlen, meinte der Mann.

Ich konnte mir den Anrufer nur schwer vorstellen. Ich bemerkte seine gewählte Ausdrucksweise und seine geschickte und klare Kommunikation, er hatte viele Fakten in kurzer Zeit deponiert, wirkte nicht gehetzt, aber zielstrebig, konnte Neugier erzeugen. Sehr oft passiert es mir bei Telefonaten nämlich, dass ich unterbreche oder unterbrochen werde, weil mein Sprechtempo falsch eingeschätzt wird oder nicht zum Gegenüber passt oder ich mir Nichtssagendes und leere Worthülsen ersparen möchte. Das ist mitunter ein Grund für erheblichen Ärger meinerseits, weshalb ich danach trachte, Telefonate eher kurz zu halten oder sie meistens überhaupt vermeide. Doch bei seinem Anruf hatte ich abgehoben und das Telefonat auch nicht gleich mit dem Verweis auf mangelnde Zeitressourcen beendet.

Manches war bei diesem Anrufer tatsächlich anders. Ich nahm erstaunt wahr, wie mein anfänglicher Missmut, den ich bei komplizierteren Anliegen mir gegenüber schnell verspüre – schließlich brauchte ich gerade jetzt besonders viel Ruhe und Leerlauf, das war auch der Grund für dieses Liegen auf der Couch an jenem Nachmittag – sich langsam und von Satz zu Satz, wie ich überrascht feststellte, in Neugier und Wohlwollen verwandelte. Ich machte nach wenigen Verständnisfragen wieder eine Pause, zögerte, sagte nichts.

Der Anrufer nielt auch dieses längere Schweigen aus, ich hörte ihn ruhig atmen, und dann meinte er schließlich, es gäbe noch einen Grund, warum er sich an mich gewandt hätte. Er wisse nämlich auch, dass ich mich mit dem Nationalsozialismus, vor allem mit den rassenhygienischen und erbbiologischen Vorstellungen der Nazis auseinandergesetzt hätte, er kenne mein Buch über das Wüten der NS-Euthanasie im Bundesland Kärnten, habe es mit Gewinn bereits vor Jahren gelesen. Diese Kombination sei es, Psychotherapeut, fanatischer – ich möge ihm das Wort verzeihen – Sammler, aber auch vertraut mit den Gräueltaten der Nazis. Jetzt hat er mich, dachte ich kurz und etwas geschmeichelt. Ob er nicht konkreter werden könnte, fragte ich ihn noch, doch er meinte, er wolle mir am Telefon vorerst nicht mehr mitteilen, ein Gespräch im vis-à-vis sei auch sicherer und scheine ihm für dieses delikate – ich bin mir sicher, dass er dieses Adjektiv verwendete – Anliegen wesentlich geeigneter.

Ich erhob mich von der Couch, ging zum Schreibtisch, um meinen Terminkalender zu holen, und schlug ihm nach nochmaligem Überlegen und Zögern schließlich einen Termin an einem Abend in zwei Wochen im Museum vor. Der Anrufer vergewisserte sich noch, ob das Museum gut schallgedämmt sei und ich dort ein ungestörtes Gespräch garantieren könne. Bevor ich auflegte, bejahte ich noch beide Fragen. Das Museum liege in einem Haus aus dem 17. Jahrhundert, in einer am Abend kaum frequentierten und schlecht beleuchteten Seitengasse der Stadt, unweit des Zentrums. Die Mauern aus Schiefer seien massiv, beschrieb ich ihm, die Türen dicht. Die Glastüren an der Front seien ebenso solid und ließen sich von außen nicht öffnen. Das kurze Aufflammen einer misstrauischen, vorsichtig-zurückhaltenden und sich dann doch zu einer erheblichen inneren Unruhe steigenden Stimmung nahm ich nach dem Gespräch in mir wahr, – dies vermutete ich auch in ihm. Ich bin nicht ängstlich, auch recht kräftig, trotzdem erinnere ich mich, unmittelbar nach dem Telefonat an den kürzlich nach einer Hundeattacke erstandenen Pfefferspray in einem Seitenfach meines Rucksacks gedacht zu haben.

Ich ging in den Garten, setzte mich in die wärmende Herbstsonne, die Zweige des Nussbaumes jenseits des Zaunes bewegten sich leicht, beschatteten mitunter mein Gesicht. Ich ließ das Telefonat nachwirken. Welche Fragen hätte ich noch stellen sollen? Auf welche Antworten hätte ich vor der Terminvergabe bestehen müssen? Der Mann und sein delikates Anliegen

machten mich neugierig, ungeduldig, aber noch etwas regte sich in mir: eine vorerst noch diffuse Vorahnung von etwas Unheimlichem. Nur langsam ebbte diese Stimmung ab.

Immer wieder in den Tagen nach dem Telefonat überprüfte ich den Termin im Kalender. Der Abend des vereinbarten Treffens rückte näher, es wurde schon früh dämmrig, der Herbst kündigte sich an, Blätter von den Bäumen aus dem Innenhof gegenüber lagen vor der Museumstür. Ich schloss das Museum auf, die braunen Blätter wurden beim Öffnen der Tür in den Raum gesogen. Ich betätigte die fünf Lichtschalter, die Spots erleuchteten die Vitrinen. Ich steckte die Kaffeemaschine an, räumte ein paar Unterlagen und die zuletzt gelesenen Zeitungen vom zentral im Raum stehenden Tisch und sortierte noch einige neu erhaltene Figuren – Märchenfiguren der Ersatzkaffeeirma Titze – ein. Das Rotkäppchen in Orange, den Froschkönig am Brunnenrand in seltenem Grün, das Königskind in der Wiege in Blau, leider etwas beschädigt, den König und die Hexe in Hellgelb und den bösen Wolf in Reinweiß.

Ich war recht versunken im Betrachten der Figuren, verglich sie mit den bereits vorhandenen, überprüfte sie auf Beschädigungen, betastete ihre Konturen, als es mich plötzlich zwang, mich umzudrehen. Ich blickte durch die Scheibe und da stand er, draußen vor der Tür: ein Mann mit schwarzem Hut, schwarzem Mantel, dunkler Hose, mehr konnte ich im blauen Licht des Neon-Schildes über der Eingangstür nicht erkennen. Ich musterte ihn kurz, vielleicht noch überlegend, ob ich ihn überhaupt in das Museum, in mein Leben lassen sollte. Ich öffnete ihm die Glastür. Das Gesicht des Mannes wirkte sehr gepflegt, sorgsam rasiert, gebräunt, freundlich, er war mir nicht bekannt. Ich konnte auch nicht erkennen, wie er zum Museum gekommen war, ich hatte auch kein Auto vorfahren oder einparken gesehen.

Er trug eine schmale, schwarze Aktentasche, die Schuhe wirkten elegant, schwarz glänzend und frisch geputzt, ein Herr mittleren Alters, dessen gepflegtes Äußeres mir den Kontrast zu meiner Erscheinung, lange Haare, Zopf, Jeans, älterer Pullover, deutlich machte. Der Mann trat ein, grüßte freundlich, und ich bot ihm einen Platz auf der rechten Holzbank am Tisch an. Bevor er sich aber setzte, durchmaß er den Raum, blickte in die Vitrinen, erkannte vielleicht, so interpretierte ich ein kurzes Aufleuchten seiner Augen und ein leichtes, etwas zuckendes Schmunzeln auf seinen Lippen, ein Spielzeug seiner Kindheit aus dem Ersatzkaffee auf einer der Acryltreppen. Ich erklärte ihm kurz die Entstehungsgeschichte des Museums, die Geschichte des Ersatzkaffees und seine Zutaten und mein Sammelgebiet. Er hörte mehr aus Höflichkeit denn aus Interesse zu, so schien es mir.

Einen Espresso nehme er gerne, mit einem Stück Zucker, aber ohne Milch, meinte mein Besucher, der mir nach wie vor seinen Namen nicht preiszugeben gewillt schien, ich würde ihn auch nie erfahren. Wir hatten uns auch nicht die Hand gegeben. Den Mantel legte er ab, die Tasche stellte er neben sich auf die Bank, alles sehr bedächtig und geschmeidig. Schließlich saßen wir uns gegenüber, tranken langsam und schweigend den Kaffee aus den Pappbechern und musterten uns. Er bedankte sich schließlich für den Termin. Die Türen seien von außen nicht zu öffnen, beantwortete ich seinen flüchtigen Blick zum Ausgang, ich hätte nun Zeit für ihn und würde mir sein Anliegen gerne anhören. Er bat mich noch, mein Handy im Flugmodus auf den Tisch zu legen. Das überraschte mich, doch ich kam auch diesem Anliegen nach. Ich blickte kurz zu meinem Rucksack.

Es sei delikat, meinte der Mann wieder, nachdem er kurz einen Blick auf mein Display geworfen hatte. Er sprach mit einer sehr angenehmen, ruhigen und warmen Stimme weiter, und doch spürte ich mein Herz zunehmend heftig schlagen. Und dann erzählte er mir jene Geschichte, die ich mich jetzt schreibend zu konservieren entschieden habe als Ausdruck eines Verarbeitungsprozesses einer tiefen Verstörung.

Sein Großvater sei ein bekannter Geschäftsmann hier in dieser Region gewesen. Branche und Name täten nichts zur Sache, und er sei ein überzeugter Nationalsozialist gewesen, auch der Rang in der SS sei unerheblich, doch er sei ein enger Freund von Sigbert Ramsauer gewesen. Ob mir der Name Ramsauer was sage? Ich bejahte und öffnete meine Gedächtnisschubladen, erinnerte mich an eine erst kürzlich stattgefundene Buchpräsentation einer neu aufgelegten Biographie zu Sigbert Ramsauer im Landesmuseum Kärnten, an meine Teilnahme an einem Gedenktag im Konzentrationslager Loibl Nord vor zwei Jahren, an ein Theaterstück im Klagenfurter Ensemble vor bereits längerer Zeit und ein paar weitere Details, inklusive der Fragen, die mich seit der Buchpräsentation beschäftigt hatten, nämlich, ob die Ramsauerstraße in Klagenfurt nach diesem KZ-Lagerarzt benannt worden war und welcher Tätigkeit Ramsauer nach Haftentlassung und Entnazifizierung im Lager in Wolfsberg im Krankenhaus Klagenfurt nachgegangen war, bis er sich als zunehmend beliebter, praktischer Arzt im Zentrum von Klagenfurt niedergelassen hatte. Viele Kärntner Ärzte – Protagonisten der Nazi-Ideologie und Täter – hätten nach kurzer Zeit ihre ärztliche Tätigkeit oft in leitender Position wieder aufgenommen – Kaufmann, Lukeschitz, Samonigg, auch Ramsauer und viele andere – typische Kärntner Karrieren. Ich fasste meinem Besucher gegenüber kurz mein Wissen um Sigbert

Ramsauer zusammen, beschrieb meine Irritation bei jedem Treffen auf diesen Namen. Er schwieg, nickte nachdenklich, knetete die Hände, ich war überrascht über die plötzlich auftretende Spannung und Unsicherheit in seiner Mimik.

Ramsauer und sein Großvater und mehrere Freunde, Bekannte und Kollegen aus dem Krieg hätten sich regelmäßig getroffen, nie in der Öffentlichkeit, nie in Gasthäusern, eher privat in Wohnungen, mitunter auch in Jagdhäusern, eines sei in Oberkärnten gewesen. Man hätte dort, so die Erzählung des Großvaters, getrunken und sei in Erinnerungen geschwelgt, jeder hätte seine Erlebnisse im Krieg geschildert, die immer gleichen Geschichten seien aufgetaucht. Ramsauer hätte oft ausführlich von den Massakern seiner SS-Einheit in Polen erzählt und auch seine Aufgabengebiete in den diversen Konzentrationslagern als Lagerarzt beschrieben, sich auch über die Einvernahmetechnik der alliierten Richter lustig gemacht, die sich nur für seine Zeit im KZ Loibl Süd und Nord interessiert hätten, nicht für die in den anderen Lagern, wozu auch Briefe von Bekannten seines Vaters beigetragen hätten. Gesellige Herrenrunden seien das gewesen, ein Romantisieren der Nazi-Ideologie, die Abende hätten in lauten Gesängen und Zuprosten und in einem Anstoßen auf Reich und Führer geendet.

Mein Gegenüber schwieg nachdenklich und setzte dann fort. Als Ramsauer sein baldiges Sterben ahnte, hätte dieser kurz zuvor dem Großvater meines Besuchers eine Truhe anvertraut, diese Truhe – er könne mir dann später gerne ein Foto von ihr zeigen – und deren Inhalt seien dem Vater und bald auch ihm, dem Enkel, bekannt gewesen. Die Truhe sei zu einem Familiengeheimnis geworden und nun nach dem Tod des Vaters in seinen Besitz übergegangen. Ob ich wisse, was Ramsauer in den Konzentrationslagern so getrieben hätte, wofür er verantwortlich gewesen sei? Ich erwähnte die – neben der Tätigkeit als Lagerarzt, zuständig für Häftlinge und Personal – grausamen und bizarren Experimente an Menschen, die Tötung vermutlich hunderter KZ-Insassen und die extreme Härte und Kaltblütigkeit Ramsauers, von denen ich gelesen hätte und für die er nie zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Wieder nickte er.

Er komme nun zum Kern seines Anliegens, meinte mein Besucher. Ramsauer sei auch Sammler gewesen, wie er, sein Großvater und auch ich. Ramsauer hätte in eigentlich allen Konzentrationslagern, in denen er gearbeitet hätte, rasch begonnen sich eine kleine Gruppe von Eingeweihten aufzubauen, eine Art Team zu gründen. Zuerst rekrutierte er Gerber unter den Insassen, dann weihte er die Mitarbeiter der Prosektur ein und zuletzt mussten ihm von

den Kapos alle Häftlinge mit Tätowierungen gemeldet und vorgeführt werden. Ramsauer inspizierte, setzte der Mann seine Beschreibungen fort, bei sogenannten Spezialvisiten die Tätowierungen, ließ sich deren Geschichte, Motive und Ort und Umstände der Fertigung ausführlich beschreiben, fragte genau nach, und machte Skizzen und detailreiche Notizen. Bei den ersten diesbezüglichen Begutachtungen hofften die Tätowierten noch auf eine Sonderstellung, beantworteten oft mit Stolz, vorerst erleichtert und ausführlich die Fragen Ramsauers. Bald aber wurde ihnen klar, dass es ein Todesurteil war, eine besondere Tätowierung zu haben. So bedeckten und verbargen die Männer schließlich ihre Tätowierungen, um nur ja nicht aufzufallen. Ramsauer tötete durch Injektionen mit Benzin, Luft oder anderen Substanzen direkt ins Herz, und befahl dann, die betroffenen Hautareale abzuziehen und zu gerben. Je nach Größe und Art der Hautstücke wurden sie verschiedenen Zwecken zugeführt. In den KZ-Werkstätten entstanden so Lampenschirme, Buchumschläge, Brillen- und Messeretuis und auch Bilderbücher mit Hautstücken.

Ich sagte nach längerem Schweigen – ich musste mich erst wieder fassen – zu meinem Gegenüber, dass ich von einem Ausstellungstisch im KZ Gusen gelesen hätte, wo solche bizarren Produkte nach dem Krieg präsentiert worden seien, um der Öffentlichkeit zu zeigen, zu welchen Grausamkeiten die Nazis fähig gewesen wären, und dass auch jetzt noch angeblich solche Exponate dort lagern würden. Ich erwähnte auch, gelesen zu haben – das entsprechende Buch konnte ich nicht mehr exakt zitieren –, dass Heinrich Himmler solche Exponate an von ihm besonders geschätzte Nazi-Größen verschenkte und Kriminalbiologen kürzlich unschwer nachweisen konnten, dass die Nazis Alltagsgegenstände tatsächlich aus Hautstücken ermordeter Häftlinge hergestellt hatten. Ich antwortete nüchtern, faktenbezogen – fiel mir auf –, ich versuchte dem Sog dieser grässlichen Bilder zu entkommen, hielt mich am Tisch fest.

Wieder entstand eine Pause. Ich bot dem Mann noch einen Kaffee an. Ich ging in den hinteren Teil des Raumes, wo die Kaffeemaschine stand, füllte Wasser nach, tat ein Stück braunen Würfelzucker in den Becher und drückte die Taste, stellte den Becher vor meinen Besucher. Der Mann hielt die weiße Wolffigur in den Händen, betastete sie, strich andächtig mit dem Daumenballen über den Pelz, als ich ihm den Kaffee hinstellte, und sagte nach längerem nachdenklichem Schweigen, dass er selbst auch, wie bereits erwähnt, leidenschaftlicher Sammler sei. Es gehe um Kunst, welchen Genres sei nicht wichtig, und nun hätte er die besagte

Truhe in den letzten Jahren immer öfter geöffnet und Ramsauers Sammlung wieder und wieder betrachtet. Die sorgfältige Konservierung halte die Stücke in sehr gutem Zustand, die Sammlung sei recht umfangreich, offensichtlich hatte Ramsauer immer wieder einige besondere Stücke für sich auf die Seite geschafft, den Rest verkauft. Die Nachfrage bei Mitgliedern der SS und Heinrich Himmler selbst sei angeblich sehr groß gewesen, die Preise sehr hoch. Einiges sei vielleicht noch in Familienbesitz, vieles wohl beseitigt worden. Vor Jahren hätte es noch Kriegskollegen von Ramsauer gegeben, die nach der Sammlung gefragt hätten, heimlich raunend. Einer wollte sie sogar unbedingt sehen, Stücke kaufen. Inzwischen glaube er aber, dass niemand mehr von der Truhe und ihren Inhalten wisse.

Nun sei er in einem Dilemma, gestand mir der Mann, die Stücke hätten eine besondere Bedeutung für ihn, sie wurden ja vom Großvater über den Vater zu ihm weitergereicht. Ein besonderes, auch belastendes Erbe, er kenne wohl als einziger Mensch noch aus den Erzählungen die genauen Hintergründe, und er könnte mir noch viel mehr über die Abläufe, die speziellen Gerbeverfahren, Geschichten zu einigen besonderen Exponaten, der Herstellung von Gegenständen in den KZ-Werkstätten erzählen, aber es nage nun ein zunehmend schwer zu ertragender Zwiespalt oder besser Konflikt in ihm. Was soll er tun? Soll er die Stücke behalten, und still für sich und heimlich und beseelt von einer ganz besonderen Stimmung – er vergleiche es mit der Sehnsucht nach einem Rauschmittel bei Süchtigen, mit dieser Spannung aus Lust und Angst – immer wieder die Exponate betrachten, wie es ja viele Sammler tun, sich ganz für sich an diesen Teilen ergötzen? Soll er anonym den Inhalt der Truhe den Gedenkorten als Anschauungsstücke des Nazi-Terrors übermitteln? Soll er sie Sammlern in Amerika, Österreich oder Deutschland anbieten? Er wisse, hätte vorgefühlt, dass es da weltweit durchaus Interessenten gäbe, die unglaubliche, ja horrenden Summen zahlen würden, aber der Verkauf solcher Exponate sei auch mit einem hohen Risiko verbunden. Oder soll er sich an die Polizei wenden? Sei er überhaupt in der Lage, sich von diesen Stücken zu trennen?

Er brauche – zu diesem Entschluss sei er kurz vor unserem Telefonat gekommen und das sei auch der eigentliche Grund des Besuches – einen Berater, einen Mitwisser, einen – er zögerte wieder, bevor er das Wort aussprach – Eingeweihten. Er fühle sich einsam und diesem Geheimnis ausgeliefert. Er sah mir plötzlich sehr tief und lange in die Augen. Diese Augen, diesen Blick und was er in mir auslöste, kann ich nicht beschreiben. Es war ein Gefühl, kurz in

dunkle Abgründe gesehen zu haben, in eine Untiefe. Ich stand auf, wankte, setzte mich wieder hin.

Wie um mir diesen Einblick in sein Dilemma, die Beratung und meine Rolle als Eingeweihten zu erleichtern, obwohl ich eine zunehmend große Last, ja eigentlich eine unsägliche Schwere zu verspüren begann, zog er aus der mitgebrachten Aktentasche großformatige Farbfotos heraus und breitete – versehen mit kurzen nüchternen Kommentaren – eine Darstellung von Gegenständen aus der Truhe vor mir aus. Ich sah Etais für Messer und Brillen, Lampenschirme und Buchumschläge, einige ohne, einige mit verschiedensten blassblauen bis schwarzen Motiven alter Tätowierungen. Er wies mich ausführlich auf einige Details und Besonderheiten auf den Fotos hin. Zuletzt legte er ein in Menschenleder, so vermutete ich, gebundenes Buch, ein Sammelalbum mit sehr dicken Hautblättern vor mich hin. Auf der Titelseite eine noch kaum verschwommene blau-schwarze Tätowierung, ein Schriftzug: Finis Coronat Opus. Meine Fingerkuppen fuhren bebend und vorsichtig über das Titelblatt, auch über die Buchstaben.